

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

187 (13.8.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Wie ein afrikanischer Regenmacher arbeitet. Wir wünschen uns in diesen Tagen furchtbaren Trockenheit wohl einen Regenwacker herbei, der uns das segensreiche Nash aus den Wolken rabziehen könnte, aber zu jenen Künstlern, die im Innern des dunkeln Erdteils dieses Geschäft besorgen, werden wir doch nicht unsere Zuflucht nehmen wollen, wenn wir Näheres über ihre Arbeitsweise hören. Ein Forschungsreisender F. S. Joelsen, der durch seinen langjährigen Aufenthalt im Tonganifagebiet die Tricks der Zauberer genau studiert hat, berichtet über diese Künste der afrikanischen Regenmacher. Der afrikanische Medizinmann sucht sich, wenn er ein wenig fortgeschritten ist, gerade so wie unsere Ärzte, eine Spezialität aus. Je des größere Dorf hat verschiedene solche „Maganga“, an die man sich bei verschiedenen Anlässen wendet. Da ist z. B. der „Reichmann“, der Liebestäter herausfindet und auch Gifte für vorkommende Fälle in Bereitschaft hat. Ein anderer Wundermann ist wieder hauptsächlich in Liebesfällen tätig, und in einem dritten Kroat finden wir einen berühmten Regenmacher, an den sich die Gemeinde bei Trockenheit wendet. Da er ein geriebener Burische ist, so läßt er sich durch reiche Geschenke nicht etwa dazu bringen, seinen Stammesgenossen so ohne weiteres reiche Regengüsse zu versprechen. Er muß erst am Himmel irgendwelche Zeichen dafür entdeckt haben. Als ein eifriger und erprobter Beobachter des Firmamentes wird er eine entfernte Wolke erspähen, die den übrigen noch nicht sichtbar ist, oder der sie keine Bedeutung zuschreiben. Er schlägt daraus aber auf einen kommenden Wetterumschlag und verkündet den andern, daß in wenigen Tagen oder mit dem Mondwechsel Wasser in reichen Mengen auf die dürstige Erde herabströmen werde. Wenn er aber solche Hoffnungen nicht auf natürliche Weise erregen kann, dann zieht er sich mit seinem „Zauberfad“ in den Urwald zurück. In diesem Saal befinden sich die merkwürdigsten Dinge, menschliche Zähne und Krokodilzähne, Kammern und fauliges Fleisch. Ausgerüstet mit diesen Waffen kämpft er nun mit den bösen Geistern, die das Land quälen, und zwar so lange, bis er den Sieg über die Dämonen errungen zu haben glaubt. Ist sein Kampf mit Erfolg begleitet, dann wird er allgemein gepriesen und reich beschenkt. Meinet es aber nicht, so büßt er deshalb auch nichts von seinem Ansehen ein, denn man weiß, wie schwer es ist, mit den übernatürlichen Kräften fertig zu werden. Glaubt er aus dem einen oder andern Grunde, daß Regen nicht mehr fern ist, dann beginnt er seine öffentliche Vorstellung. In ein dunkles Gewand gekleidet, graulich angehalet, mit seltsamen Schmuckstücken behängt, schlägt er die Trommel, schreit und tanzt, bis ihn die Erschöpfung niederstürzen läßt. Je mehr er sich anstrengt und je lauter er dann zusammenstinkt, um so größer sind die Regenhoffnungen, und wenn zufällig nach ein paar Stunden der Himmel seine Schleusen öffnet, dann hat natürlich sein Zauber gewirkt. Sonst muß er von neuem anfangen. Ganz leicht ist also die Arbeit des afrikanischen Regenmachers nicht.

Flammenwerfer zur Bekämpfung der Heuschrecken. Sicherlich eine der merkwürdigsten Umstellungen moderner schweißlicher Kriegswaffen auf den Friedensgebrauch ist die Anwendung des Flammenwerfers gegen Wanderheuschreckenschwärme, zu der man in Amerika wie auch in Teilen von Asien übergegangen ist. Die bis dahin geübte Methode gegen die Heuschreckenplage besteht darin, Gräben um die bedrohten Anbauflächen zu ziehen und diese mit Buschwerk anzufüllen, das beim Herannahen der Heuschreckenwolke angezündet wird. Es gelang aber nie recht eine einheitliche Flamme längs des Grabens zu entzünden, und die Heuschrecken drangen meist durch irgendeine Lücke in der Feuerzone hindurch oder aber überflogen sie. Mit Hilfe der Flammenwerfer wird eine Feuerperce in einer Höhe von 15 Metern errichtet. Die Schwärme sind meist so dicht, daß, wenn die Tiere an der Spitze brennen, das Feuer auf die ganze Masse überpringt. Jedenfalls müssen sie, wenn nicht starker Wind ihren Zug begünstigt, niedergehen und werden dann am Boden mit Hilfe der Flammenwerfer vernichtet. In Australien hat man Flammenwerfer auch bereits gegen Flüge von fliegenden Gunden, die vor allem an den Obstbäumen schweren Schaden tun, mit Erfolg verwendet.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Goethe.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gerd u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

Rösselsprung

	er	got-			
	net	stsch-	be	als	
wer	je-	tes	prich-	zu	nicht
ble-	ter	kreu-	te	lie-	best
ten	kn-	ver-	gan-	benn	stet-
woh-	nen	kreu-	den	teit	anf-
er	rech-	ent-	rich-	nen	best
men-	zu	na-	und	stet	tie-
kn-	zum	fallig	das		
sein	über				

Buchstaben-Rätsel

Mit „f“ verlangt die Kleinlichkeit,
Mit „b“ braucht's Mutter zum neuen Kleid.

Viereck-Rätsel

Die Wörter Hannover, Goerlich, Schweden, Schlang, Marianne, Schnecke, Schmale und Schlauch sind in ein Viereck von 8x8 Feldern so unterzubringen, daß die von links nach rechts laufende Linie den Namen eines Dichters ergibt. Friß Blank.

Rätsel

Die erste Silbe trag ich vorn;
Die zweite siehst du auf der Wiese,
Im Garten oft, sowie im Korn:
Das Ganze hat vier Füße!

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 31. Woche

Widerrätsel. Lust und Liebe sind die Pittische zu großen Taten.

Buchstabenrätsel: Oberischlesien.

Buchstabenkreuzrätsel: Veere, Vober, Ober, Vobe = Ebro

Rätsel: Möbelwagen.

Nichtige Lösungen gingen ein: Jean Marie Schmitt, Karl Knapp, Karlsruhe; Frau Emma Wader, Robert Stefan, Karlsruhe-Mühlburg; Frau Lina Waik, Grödingen; Karl Gallas, Morath, Dufensbach.

Witz und Humor

Im Dorfe. Wie siehst du denn aus, Hannes. Ganz ver-schwollen mit einem blauen Auge und zerichlagener Nase. Wo warst du denn? — Beim Vater habe ich mir einen Zahn ziehen lassen. — Und der hat dich so zugerichtet dabei? — Ja, aber den Vater solltest du erst mal sehen, wie der aus-schaut!

Gerienausflug: Der Teich. Der Teich ist naß. Oben da-rauf liegt ein Wasserpiegel, sagt Onkel Friß. Ich glaube ihm nicht. Denn ich habe gestern einen Stein reingeschmissen, und es gab keine Splitter. Ich anzie. Ich habe schon einen Schuh, eine Bierflasche und einen Hut gefangen. Wenn ich noch einen Schuh fange, verkaufe ich das Paar dem Schuster. Im Teiche wohnen Frösche, die haben abends Gesangsstunde. Um den Teich herum wächst Schilf und Kal m u s. P f l a u m e n m u s esse ich lieber.

Das Herz auf der Zunge. In einer lustigen Gesellschaft sang der französische Schauspieler Dugazon einige lustige Lie-der aus dem Stegreif, und als man nach dem Verfasser fragte, legte er die Hand aufs Herz, um sich selbst als Schöpfer anzu-geben, und rief dazu: „Schenkt dem Verfasser auch ein.“ Das Herz trinkt nicht,“ antwortete darauf einer der Anwesenden. „Meins aber doch,“ erwiderte Dugazon schlagfertig, „denn ich habe es auf der Zunge.“

Die Musikstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

32. Woche

Karlsruhe, den 13. August

1921

Hochsommer

Eugen Lehmann (Karlsruhe).

Der Sommer glüht in seinen höchsten Farben
die Sonne brennt im tiefen Flimmerzelt.
Zur Meise gelb schon neigen sich die Garben.
Es ist ein Frühlingschwellen in der Welt.

Und ist ein unbeschreiblich schönes Leuchten!
Und ist ein Farben und ein Blumensprühen!
Wenn bis ins Herz die Wunder alle reichen —!
O hohe Sommergnade, wollest mit blühen!

Der verkaufte Sohn

Die beiden Hütten lagen in der Nähe des kleinen Bado-orts am Fuß eines Hügelk nebeneinander. Die beiden Häusler muhten dort arbeiten, um dem unfruchtbaren Bo-den die Nahrung für die Kinder abzurufen. In jeder Hütte waren deren vier.

Vor den beiden benachbarten Türen krabbelte das kleine Zeug vom Morgen bis zum Abend umher. Die beiden Ältesten waren sechs Jahre, die beiden Jüngsten ungelähr fünfzehn Monate alt, da in den beiden Häusern die Hoch-zeiten und folglich auch die Geburten fast zu gleicher Zeit stattgefunden hatten.

Die beiden Mütter konnten ihre Frischlingen in dem gro-ßen Hausen kaum auseinanderhalten. Die acht Namen schwirrten ihnen unablässig im Kopf durcheinander. Und wenn die Männer eins rufen wollten, schrien sie oft erst drei andere Namen, ehe sie an den richtigen kamen.

Die Hütte, die zuerst lag, wenn man von dem Badoort kam, wurde von der Familie Turoche bewohnt, die drei Mädchen und einen Jungen hatte, in der zweiten haupfen die Ballins mit einem Mädchen und drei Jungen. Die ganze Gesellschaft lebte elend von Suppe, Erdäpfeln und frischer Luft. Um sieben Uhr morgens, zu Mittag, und um sechs Uhr abends verarmelten die beiden Mütter ihre Sprößlinge um sich, wie die Gänsehüter das Federvieh zu-sammenrufen und teilten ihnen den Drei aus. Die Kin-der saßen dem Alter nach um den hölzernen, durch fünfzig-jährigen Gebrauch glänzend geschuerten Tisch. Der jüngste Ableger reichte kaum mit dem Mund an die Tischplatte. Vor jedem stand ein Keller mit Brotstücken, die in dem Wasser, in dem die Kartoffeln gekocht hatten, aufgeweicht worden waren, und einem Stück Kohl und drei Zwiebeln. Und das ganze Regiment aß, bis es keinen Hunger mehr hatte. Die Mutter fütterte das Kleinste.

Wenn sich Sonntags ein Stückchen Fleisch im Kochtopfe fand, war großes Fest; der Vater blieb dann länger als gewöhnlich beim Essen sitzen und wiederholte öfters: „So was möchte ich wohl alle Tage haben.“

An einem Nachmittag im Mai hielt plötzlich ein leichter Wagen vor den beiden Hütten, und eine junge Dame, die selbst futschiert hatte, sagte zu dem Herrn an ihrer Seite: „Sieh doch, Henri, die Menge Kinder!“ Wie reizend sie da allzumal im Sande spielen.“

Der Herr antwortete nicht, er war an derartige Aus-brüche der Verwunderung, die ihn schmerzlich und fast wie ein Vorwurf berührten, gewöhnt.

Die junge Dame aber rief: „Ich muß doch einem von ihnen einen Kuß geben! Wie gern möchte ich eins haben! Das Kleinste da!“

Und schon sprang sie vom Wagen und eilte auf die Kin-der zu, nahm eins der beiden Kleinsten, einen kleinen Turoche, in die Arme, hob ihn auf und küßte ihn leiden-schaftlich auf die unsauberen Wädden, die blonden, lockigen, mit allerlei Schmutz bedeckten Gärten und die runden Sandgelenke, mit denen er die lästigen Zärtlichkeiten abzu-wehren verfuhrte.

Dann stieg sie wieder auf den Wagen, der in scharfem Trab davonfuhr. Doch kam sie in der folgenden Woche wieder, setzte sich selbst auf die Erde, stopfte den kleinen Perl mit Kuchen voll und fütterte die andern mit Wondons; dann spielte sie mit ihnen wie ein Straßensind, während ihr Gatte in dem eleganten Wägelchen geduldig wartete.

Und sie kam nochmals wieder, machte sich mit den Eltern bekannt, erschien bald alle Tage, und hatte stets die Taschen voll Redereien und Geldstücke.

Sie hieß Frau de Subieres.

Als sie wieder einmal eines Morgens ankunftschiert kam, stieg ihr Gatte mit ihr vom Wagen; und ohne sich bei den Hören aufzuhalten, die sie nun schon genau kannten, trat sie in die Wohnung der Häuslerleute ein.

Diese waren gerade damit beschäftigt, Holz zu spalten, um das Essen zu kochen; überrascht sprangen sie auf, schleppten Stühle herbei und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Und die junge Dame begann ein wenig unsicher und stöckend: „Ich möchte gern einmal mit Ihnen reden, ob Sie . . . ob Sie mir wohl Ihren kleinen Jungen geben würden . . .“

Die Landleute sahen sich verblüfft und verständnislos an und antworteten nicht.

Sie holte tief Atem und fuhr fort: „Wir haben keine Kinder, wir sind ganz allein . . . mein Gatte und ich . . . wir möchten ihn gern für immer haben . . . wollen Sie uns ihn geben?“

Die Häuslerin begann zu verstehen:

„Sie wollen uns' Karlehen haben? Na, den geben mir nicht!“

Serr de Subieres nahm jetzt das Wort: „Meine Frau hat sich nicht deutlich ausgedrückt. Wir wollen ihn als Kind annehmen . . . er kann Sie immer einmal besuchen. Wenn er, wie anzunehmen ist, sich gut entwickelt, soll er unser Erbe sein. Sollten wir zufällig noch Kinder haben, so wird er zu gleichen Teilen mit ihnen erben. Falls er jedoch nicht so anschlügt, wie wir wünschen, geben wir ihm, wenn er mündig wird, eine Summe von 20 000 M., die schon jetzt bei einem Notar auf seinen Namen niedergelegt werden soll. Ihnen jedoch würden wir bis zu Ihrem Tode eine Rente von monatlich hundert Frank aussetzen. Haben Sie nun verstanden?“

Die Hausfrau war wütend aufgesprungen.

„Verkaufe soll ich Ihnen Karlehen? Na, da kann mer doch von keen Mutter verlange. Dat war ja en' Schand!“

Der Mann machte ein ernstes, nachdenkliches Gesicht und sagte nichts, doch gab er seine Uebereinstimmung mit den Worten seiner Frau durch ein fortwährendes Kopf-nicken zu erkennen.

Frau de Subieres begann zu weinen, wandte sich an ihren Gatten und stotterte schluchzend mit der Stimme eines Kindes, dessen Wünsche man gewöhnlich immer er-füllt: Sie wollen nicht, Henri, sie wollen nicht!“

Darauf machte er einen letzten Versuch.

„Aber, liebe Leute, denkt doch an die Zukunft des Kin-des, an sein Glück, an . . .“

Die Händlerin fiel ihm ganz außer sich ins Wort: „Nun hören Sie aber auf, mir hant dat all bedacht... machen Sie sich lieber hier heraus und kommen Sie nur ja nit wieder. Dat is doch zu stark, einem so die Kinder abhole zu wolle!“

Als Frau de Hubieres hinausging, bemerkte sie, daß da zwei ganz junge Bäume spielten, und fragte unter Tränen, mit der Fähigkeit einer verdohnten Dame, der man nie etwas verjagt hat: „Das andere Kleine gehört Ihnen nicht?“

Der alte Turache entgegnete: „Nee, dat is vom Nachbar. Sie könne ja da mal anfrage, wenn Sie wolle.“

Und damit trat er wieder in seine Hütte, in der die unwillige Stimme seiner Frau noch nicht verstummt war.

Die beiden Landleute schüttelten erst verneinend den dächig einige Protchnitten, die sie spariam mit Butter bestrichen, die mit dem Messer von einem kleinen, zwischen ihnen stehenden Teller genommen wurde.

Frau de Hubieres machte von neuem ihre Vorschläge, doch bedeutend vorsichtiger, verführerischer, verlockender.

Die beiden Landleute schüttelten erst verneinend den Kopf. Als sie jedoch hörten, daß sie jeden Monat hundert Frank bekommen sollten, blickten sie sich fragend und in ihrer Festigkeit schon sehr erschüttert an.

Ränge schwiegen sie, offenbar vom Für und Wider gekümt. Endlich fragte die Frau: „Wat sagst Du dazu, Mann?“

Er antwortete bedeutung: „Sch sag, dat de Vorschlag vielleicht nit zu verachte is.“

Jetzt begann ihnen Frau de Hubieres, die vor Angst und Ungeud schon zitterte, von der Zukunft des Kleinen zu reden, von seinem Glück und von dem vielen Gelde, das er ihnen später geben könnte.

Der Altersmann fragte noch: „An die Rent' von zwöshundert Frank, wird die bei 'nem Notar festgemacht?“

„Gewiß,“ antwortete Herr de Hubieres, „weim Sie wollen schon morgen.“

Die Händlerin, die eben über etwas nachgedacht hatte, meinte noch: „Gundert Frank monatlich, dat is nit genug für der Kleine; in e paar Jahr könnt he als mit arbede; mir müßten als hundertzwanzig kriegen...“

Frau de Hubieres versprach sie auch sofort und da sie das Kind gleich mitnehmen wollte, legte sie fürs erste hundert Frank als Geschenk auf den Tisch, während ihr Gatte ein Schriftstück aufsehte. Der Schulse und ein Nachbar, die man herbeigerufen, dienten als Zeugen.

Und die junge Frau ergriff den Kleinen heulenden Bengel und nahm ihn freudbetrahlend mit sich, wie man ein lang gewünshtes Kinde aus einem Laden trägt.

Die beiden Turaches standen an ihrer Tür, blickten ihr lunn und mit strengen Miene nach und bedauerten vielleicht ihre Weigerung schon.

Man hörte nichts mehr von dem Kleinen Jean Vallin. Seine Eltern holten sich jeden Monat ihre hundertzwanzig Frank bei dem Notar ab; mit ihren Nachbarn jedoch hatten sie sich verzeibet, weil die Frau Turache sie zu Tode ärgerte, da sie in einem fort so laut, daß man es bei Vallins hören sollte, wiederholte: „Et wär unmenslich, so'a Klein' Valg zu verkaufe, et wär en Gemeinheit un en Schand.“

Off auch nahm sie ihr Karlehen absichtlich innig in den Arm und rief ihm zu, als könne er sie verstehen: „Dich tun mer nit verkaufe, enä, mir verkaufe un' Kinger nit! Wenn mir auch nit reich sind, un' Kinger verkaufe mir noch lang nit!“

Die Vallins lebten nun dank ihrer Rente ganz znmächlich. Und darin lag wohl hauptsächlich der Grund der unstillbaren Mut der Turaches, die arm geblieben waren.

Ihr ältester Sohn war jetzt bei den Soldaten. Der zweite war gestorben; und Karlehen mußte sich mit dem alten Vater schinden, um die Mutter und seine zwei jüngeren Geschwister zu ernähren.

Er war gerade einundzwanzig Jahre alt, als eines Morgens eine prächtige Kutsche vor den beiden Hütten hielt. Heraus sprang ein junger Herr mit einer goldenen Uhrkette und half einer alten Dame mit weißem Haar aussteigen. Die Dame sagte: „Da ist es, Kind, das zweite Haus!“

Und der junge Mann trat in die Hütte der Vallins, als wäre er da zu Hause.

Die alte Mutter wusch gerade ihre Schürzen, der schon gebrechliche Vater schlummerte neben dem Herde. Sie sahen jetzt beide auf und der junge Mann sagte: „Guten Tag, Baba. Guten Tag, Mama.“

Gleichricht richteten sie sich empor. Die Mutter ließ vor Erregung ihre Seife ins Wasser fallen und stotterte: „Bis Du et, Kind? Bis Du et?“

Er umarmte sie und wiederholte nur: „Guten Tag, Mama.“ Während der Alte mit der Ruhe, die ihn nie verließ, mit seiner schon zitternden Stimme sagte: „Da biste ja wieder, Jean,“ als habe er ihn vor einem Monat zum letztenmal gesehen.

Als sie sich nun gegenseitig wieder kennen gelernt hatten, wollten ihn die Alten natürlich sofort dem ganzen Dorfe zeigen und führten ihn zum Schulzen, zum Parrer, zum Lehrer.

Karlehen stand vor der Tür der Hütte und sah sie vorübergehen.

Beim Abendessen sagte er zu seinen alten Eltern: „Ihr seid ewer dunn genuat gewese, dat ihr de kleine Vallin habt nehme lasse!“

Die Mutter erwiderte hartnädig: „Mir wollte un' Ring nit verkaufe!“

Der Vater sagte nichts. Und der Sohn meinte weiter: „Dat wär doch sei Unglück gewese, auf die Art verkauft ze werde!“

Der alte Turache stieß zornig hervor: „Du müßt uns wohl noch jar Vorwürf, dat mir Dich behalde hant!“

Und der junge Mann erwiderte brutal: „Gewiß dat! Gewiß mach ich Euch Vorwürf, dat ihr so'n Schafstöpp gewese sid. So'n Eltere zu habe, dat is ja'n Unglück. Ihr verdientet verhaftig, dat ich von Euch fuktigang.“

Die Frau weinte in ihren Teller. Sie schluchzte bei jedem Köffel, vergoß die Hälfte der Suppe und heulte: „Mer sollt sich liewer der Hals abichneide, als Kinger obtrede!“

Der Turache aber schrie in seiner Robeit weiter: „Ich dhät mich liewer der Hals afschneide, als mit Ränge so weiterführe. Als ich dem angere gefinn han, ging mich de Fall in et Blut. Un ich müßt mich sage: Dat könnt' du nun fin!“

Er stand auf.

„Et is wirklich besser, wenn ich nit länger mie bei blicw; denn dat dhät ich Euch doch von et Morgens bis et Abends hörverse. Un wat wär dat für e Ränge für Euch? Dat kann ich Euch nit verzeibel.“

Die beiden Alten schwiegen, niedergeschmettert, mit bittern Tränen kämpfend.

Er begann wieder: „Nä, dat kann ich Euch nie vergesse! Liewer such ich mich wie Brot angertwärts!“

Er öffnete die Tür. Laute Stimmen drangen herein. Die Ballin feierten ihr zurückgekehrtes Kind.

Da stampte Karlehen wütend mit dem Fuße, wandte sich noch einmal zu seinen Eltern und schrie: „Schafstöpp!“

Damit verschwand er in der Dunkelheit.

Guy de Maupassant.

Die Entstehung des Bodensees

Das Augustheft des „Schwäbischen Bundes“, das als reich mit Bildern versehenes Bodensee-Sonderheft erscheint, enthält u. a. einen vorzüglich unterrichtenden Aufsatz von Dr. Manfred Bräuhäuser über „Geologischs vom Bodensee“.

Wir entnehmen ihm das Folgende: „Ist unser See ein letzter Rest des einstigen Tertiärmeeres zwischen Alpen und Oberrhein wie schon Leonardo da Vinci im Gardasee und Comer See Riffe des einstigen, „stürbartig“ (wie man jetzt sagen würde) in die Bergwelt hineingreifenden Meeres der heutigen Polandschaft zwischen Apennin und Apennin erkannt hat? Oder ist er ein altes gewaltiges Tal, das nach der Bildung der Alpen „zurückgefallen“ und „überflutet“ zwischen den Bergen liegt, wie — vielleicht — der erstaunlich tiefe Balensee? Oder ist sein Bett von der Eismasse der Eiszeit ausgefüllt worden, so wie Oberbayerns weite flache Seen solche alten Gletschermulden der Eiszeit erfüllen? Auffällig bleibt, daß das genau ausgemessene Bodenseeboden sich r a a und querüber vor dem aus-

mündenden Rheintal liegt, demnach nicht in der Richtung des einstigen nordwärts bringenden Eisstromes. Dagegen stimmt die Richtung der Tiefenlinien, des „trögartigen“ Seegrundes auffällig überein mit den sorgfältig studierten geologischen „Verwerfungen“, mit den großen Bruchlinien, die vom Schwarzwald und vom Hegau herüber gegen den See bieleit, genau betrachtet, das kennzeichnende Bild eines großen geologischen „Grabens“, eines Bruchfeldes. Man nehme sich an hellem, sonnigem Sommermorgen in Ueberlingen ein feuchtigtes Boot, schaffe es mit geschicktem, kräftigem Ruderschwung nach Westen, etwa dorthin, wo vor der Mündung des von Norden in steiler Kling herabkommenden Goldbachs uralte, wenig bekannte Fresken eine stille, selten besuchte Kapelle zieren und wo von drüben der merkwürdige alte Felsberg der „Seidenlöcher“ bei Ueberlingen herüberragt. Da sieht er zu nächst flach unter sich im Wasser helle Felsplatten hinstreichen. Wie ein unterirdischer Abgrund aber kommt dann: plötzlich brechen die Felskanten ab, die Wasserfarbe wechselt, und kaum das Rot bemagt die untereiseige schwarze Tiefe auszuspülen, die sich hier so jäb unter dem stillen Wasser aufst. Auch die verhältnismäßig geringe Bergabänderung der Felswände des Ifers des Bodanrück östlich Bodman spricht übrigens für kein hohes geologisches Alter dieser Formen von Rand und Seegegräbe. Und noch eines zeugt für das Vorhandensein geologisch junger Verwerfungen an und im Bodensee: Hat doch das Erdbeben vom November 1911 gerade bei Konstanz besonders heftig gewirkt. Ein mächtiger Schlag sprang im Augenblick des Erdstoßes die schwere Kreuzblume des Konstanzer Münsterturns ab und stürzte aufs Münsterdach. Von der zuvor sehr figurbeladenen Front des Konstanzer Rokokos hängen mehrere dieser Bierstüde herab, in dumpfem Schlag unten zerföhellend. So zum Beispiel das Standbild der Germania und andere. Im Untersee aber trübten sich die stromenden Wasser, losgerissener Tang glitt rheinabwärts, und die Tiefen des Unterseebodens sollen sich da und dort etwas geändert haben.

So ist der Bodensee, über dessen Klären so manchmal das Geheimnisvolle, noch immer nicht einwandfrei erklärte „Eeschiefen“ hinrot, durch Einbruch der Schichten an Verwerfungen in der Hauptfache entstanden und nicht bloß ein „sterbender“, unerbittlich und unablässig fortschreitender Verlandung und Verjüngung verfallener See. Wohl dringt der Rhein, als mächtiger Beegstrom hereinflutend, jahraus, jahrein Unmengen von Geröll, und unaufhörlich schieben sich beim „Asten Rhein“ an der Grenze gegen Vorarlberg immer neue Inseln und Klären von Kies und Schilf seewärts vor. Wohl mag zur Römerzeit der Untere See noch den Fuß der Hügel des Sankt Galler Rheintals bespült und, ein nicht wiederbringliches Bild von Schönheit, bis vor die schroffen Höhen der Vorarlberger Alpen gerückt haben, da wo heute ein ganz ebener, tieferer und mooriger Grund zwischen den Bergen sich dehnt. Die schaffenden Gewalten der Tiefe sind noch nicht zur Ruhe gekommen und auf immer eingeschlummert, seitdem sie diese herrlichen Landschaftsbilder am Bodensee haben entstehen lassen. Zum Stillstand gekommen sind wohl die schiebenden und drängenden und faltenden Kräfte der Zeit der Apenninbildung. Ruhig und hoheitsvoll schauen die Berge, die stummen und doch so bereiten Verkünder ihrer Macht hernieder aus der Höhe der Berge. Aber nicht mehr als finstere Drohung mit bedrückender Verneigung und Verhüttung, sondern als ruhvolles, erhabenes Zeugnis vorweltlicher Zeiten.“

Alfred Vogt

Für unsere Frauen

In den Gärten meiner Seele
Wäben Blumen sondergleichen
Und sie reden eine Sprache
Wie aus fernem Königreichen.

In den Gärten meiner Seele,
Wenn die Schatten tiefer dringen,
Zum Geleucht der Himmelsfunken
Hebt die Sehnsucht ihre Schwingen.

In den Gärten meiner Seele
Sind verstreut die heiligen Türen,
Meines Lebens Tiefgeheimstes
Soll kein fremder Hauch berühren.

Ein Volksmärchen

Aus dem Nordfriesischen überseht
Von Dr. Ernst Wasserzieher

Die nordfriesische Sprache wird nur noch von etwa 30.000 Menschen gesprochen, und noch dazu in mehreren Mundarten. Aus der Amrum-Föhringer Mundart, die ich während eines achtjährigen Aufenthalts in Hensburg (1889-1897) kennenlernte, teile ich eine kleine Probe mit:

In Jamnawoi fu wi arzen Eemendai jon aller dönners milt Wedder, dat'r namen at Weden me in Bad se thar, wann 'x ud allan enä slaut. — Am Januar bekommen wir eben

Sonntag so äußerst mildes Wetter, daß niemand die Wärme flache mit zu Bekle zu nehmen braucht, wenn er auch allein schläft.

Es ist dies einer der schelmischen Redensprüche aus dem im Jahre 1893 erschienenen Kalender, herausgegeben von Zitzgen und Bremer unter dem Titel „Farrang an ömring Alennad“ (Föhringer und Amrumer Almanach). In diesem Kalender findet sich auch eine Volksfrage oder ein Volksmärchen, das in folgendem mitgeteilt wird:

Ein Otterbaanti

Einige Eltern drohen ihren Kindern mit dem Vollman, andre mit Munkellen, noch andere mit Otterbaanti. Welches von diesen drei Mitteln das beste ist, läßt sich nicht gut sagen. Daß aber die Otterbaanti, jene kleinen Männchen mit roten, spitzen Hüten, mitunter ganz außerordentliche Kunststücke im Kopfe hatten und andern Leuten oft einen Schabernad spielten, davon wissen die Alten ja manches zu erzählen.

Es scheint fast, als seien die Otterbaanti jetzt ausgestorben, wenigstens habe ich nie solche gesehen. Aber vor soundso viel Jahren, als sie noch am Leben waren und überall ihre Schlupfwinkel hatten, da wurde von ihnen u. a. einer Frau ein Streich gespielt, und das trug sich so zu:

Die Frau, von der ich erzählen will — Matje war ihr Name — hatte ein kleines Kind in der Wiege. Ihr Mann machte Reisen nach der Dabistreet. Nun war es gerade zur Zeit der Heuernte. Alle rüstigen Männer waren fort, um auf See Geld zu verdienen. Fremde zum Besorgen der Außenarbeit gab es derzeit noch nicht im Land; auch hatte man damals noch nicht so viel Geld wie jetzt. Jedermann hatte während dieser Tage so viel zu tun, um sein Heu in Dienen zu sehen oder es nach Hause zu schaffen, daß der eine Nachbar dem andern nicht helfen konnte. Matje hatte einen Streifen Ackerlandes eben oberhalb des Dorfes und mußte, weil sie keine Schwelgers haben bekommen können, ihr Heu allein in Dienen sehen. Weil es ein so recht schöner warmer Tag war, nahm sie ihr Kind mit und legte es vorn am Aker hin. Nachdem sie einen oder zwei Dienen gemacht hatte, wollte sie auch wieder einmal nach ihrem Kindelein sehen. Aber wie erschrad sie, als sie an das Ende des Aker kam! Es stummerte ihr vor den Augen. Ihr Kind war ihr freilich nicht abhanden gekommen, es war auch nicht tot oder krank. Nein, es lag da allerliebste und blickte sie fröhlich an. Aber neben ihm lag ein eben solches Kind und sah sie gerade so freundlich an, war auch ganz so geliebt wie das andre. Eines von den beiden mußte ein Otterbaanti sein, das mußte Matje wohl, aber welches wars? Sie vermochte eins vom andern nicht zu unterscheiden. Welch ein Geschick! Nun mußte sie mit zwei Kleinen nach dem Dorfe hin, und was würden die Leute doch wohl sagen! Doch war das noch nicht das schlimmste. Nun sollte sie in Zukunft das Otterbaanti ebenso pflegen wie ihr eigenes Kind, weil sie sich eben sagen mußte, daß vielleicht gerade ihr eigenes Töchterchen darunter leiden läge, wenn sie das eine oder andre weniger pflegte. Wie sollte sie es doch machen!

Im Dorfe wohnte auch eine alte Krassen. Diese war bereits gegen hundert Jahre alt, hatte in ihrem langen Leben viele Erfahrungen gesammelt und wurde deswegen von andern auch des öfters um Rat gefragt. Zu ihr ging Matje mit den beiden Säuglingen, erzählte ihr alles und fragte dann: „Nennen Sie mir jetzt sagen, welches von beiden das Otterbaanti ist? Das konnte die alte Krassen zwar nicht, aber sie gischelte Matje doch einen Rat ins Ohr, ein sonderbarer wars, würde aber wohl helfen, meinte Krassen: denn der Großmutter ihrer Mutter war auch schon einmal Ähnliches zugestochen, und ihr war auf diese Weise geholfen worden. Matje sollte, wenn sie nach Hause gekommen sei und die beiden Kleinen in die Wiege gelegt habe, alsbald sich daran machen, ihre Stube auszulehnen, nicht jedoch, wie man stets zu tun pflegt, sondern den Wesen umkehren und mit dem Stiele fegen; dann würde das Otterbaanti wohl, weil es ja schon den vollen Verstand und sich nur ein kindermäßiges Aussehen gegeben hatte, anfangen zu sprechen. Ja, wie war Krassen doch eine überaus weise Person!

Matje tat zu Hause angekommen, die Kinder schnell in die Wiege und begann mit dem Besenstiel zu fegen. So hatte sie erst einmal über den Fußboden gestrichen, als das eine Kind in der Wiege rief: „Ich bin so alt, wie die weite Welt, habe aber niemand derartig fegen sehen.“ Matje schleuderte den Besen fort, rief das Otterbaanti (sie mußte sie welches von beiden es war) aus der Wiege und setzte es zur Straßentür hinaus.

So bekam sie ihr eigenes Kind wieder. —

1) Dürfte ungefähr dem deutschen Heinzelmännchen entsprechen.

2) Ein alter Mann mit verhäultem Gesicht, der in dunklen Zimmern und Winkeln sein Wesen treibt und unartige Kinder mitnimmt.

3) Kleine gespenstische Wesen, die namentlich in mondhellten Nächten daherziehen.

4) Frauen, die das Zusammenleben des Hauses besorgen.